

HERDER KORRESPONDENZ

Monatshefte für Gesellschaft und Religion 53. Jahrgang Heft 12 Dezember 1999

Den Anspruch auf Allgemeinverbindlichkeit, den unsere Kultur stets erhoben, aber nie eingelöst hat, können wir vergessen.

Hans Magnus Enzensberger

Bildung für die Wissensgesellschaft

Dieser Buchtitel ist ein wirklich verheißungsvolles, ausgesprochen menschenfreundliches Versprechen: „Bildung – Alles was man wissen muß“. Für nur 50 Mark die ersehnte Rettungsinsel in der Informations- und Wissensflut, die Arche des *Dietrich Schwanitz* sozusagen, denn so heißt der Autor dieses jüngst erschienenen, ambitionierten Werks. Hier will einer Halt und Hoffnung geben: Das, was zu wissen ist, ist immer noch eingrenzbar, läßt sich gar auf läppischen 540 Seiten festschreiben – und das in einer Zeit, in der allerorten das immer schneller generierte Wissen beschworen wird, eine unersättliche Wirtschaft Wissenschaftler zu rasantem Fortschritt treibt, die immer kürzeren „Halbwertszeiten“ des menschlichen Wissens längst zum Klischee geworden sind und dabei doch jedermann weiß, daß die menschliche Aufnahmekapazität begrenzt bleibt.

Mit gleichermaßen unerschütterlichem Selbst- wie Sendungsbewußtsein hat der Hamburger Anglist, der so gerne öffentlich und unterhaltsam-boshaft auf dem Mittelmaß seiner Kollegen herumhackt, bei genauerem Hinschauen auch einiges zusammengetragen: Ein Abriß der Geschichte Europas – für den um seine Bildung besorgten deutschen Europäer sicher unverzichtbar, begründet sich doch die Identität unserer Kultur allein aus ihrer Geschichte. Die großen Werke der europäischen Literatur gehören selbstredend ebenso zu dem, was man wissen muß, wie das beschriebene Kernwissen in Kunst und Musik. Und selbstverständlich erschließt sich unsere Zivilisation nur dem, der ausgestattet mit dem nötigen Grundwissen über Denker, Theologen und Philosophen weiß, auf wessen Schultern er und unsere ganze abendländische Kultur stehen.

Für den einen oder anderen Leser vielleicht überraschend, aber überzeugend plausibel nimmt Schwanitz auch noch die

wichtigsten Grundpositionen der Geschlechterdebatte in seinen Bildungskanon auf. Das zivilisatorische Niveau einer Gesellschaft sei stets abzulesen gewesen an dem Einfluß, den Frauen ausgeübt hätten. Dabei wendet sich sein Buch offenbar besonders an durch frühere Schulerlebnisse oder den Kontakt mit elitärem Bildungsbürgertum Traumatisierte: Betont niedrigschwellig, ohne jede oberlehrerhafte Verbissenheit, fast zeitgeistig-anbiedernd bewirbt und präsentiert Schwanitz seinen Schnellkurs „Wissen“.

Doch auch bei allem Respekt für ein solch selbstbewußtes Bekenntnis zu einem Bildungskanon und in Zeiten der Flüchtigkeit alles Wissens, aller Bildung zumal, beschleicht selbst den Halbgebildeten nach spontaner Zustimmung und pflichtschuldiger Lerneifer ein gewisses Unbehagen. Einiges scheint doch zu fehlen, anderes nun wirklich in die Klamottenkiste zu gehören. Vor allem aber, wozu braucht es ein solches Buch, einen solchen „Ratgeber Wissen“? Ein Konversationslexikon für das neue Jahrtausend?

Wie mißlungen der enzyklopädische Versuch für das 21. Jahrhundert auch sein mag, ein Zeitphänomen und symptomatisch ist er allemal. Dies bestätigt nicht allein, daß zeitgleich der renommierte Konstanzer Altphilologe und Mediävist *Manfred Fuhrmann* seine – wissenschaftlich höchst seriöse – Studie zum „europäischen Bildungskanon des bürgerlichen Zeitalters“ vorgelegt hat: Ein dezidierter Rückblick auf ein abgeschlossenes kulturelles Phänomen allerdings, wobei trotz wissenschaftlicher Nüchternheit manche Glosse spüren läßt, wie sehr der Verlust eines solchen Bildungskanons oder das Fehlen des humanistischen Gymnasiums den Autor doch schmerzt.

Die gegenwärtig neuentflammte Diskussion über Für und Wider eines Bildungskanonns beziehungsweise die Möglichkeit, heute noch so etwas wie einen Kanon beschreiben zu können, steht im Kontext einer höchst virulenten *Bildungsdebatte*, in der es schon lange nicht mehr nur um methodische oder organisatorisch-strukturelle Fragen geht. Bildungsinhalte, Ziel und Sinn von Bildung überhaupt stehen auf der Tagesordnung. Fast schon eine gewisse Panik, in jedem Fall wilde Schuldzuweisungen und neuerliche Bildungsutopien prägen diese Debatte über die „Bildungskatastrophe der neunziger Jahre“, die *Peter Glotz* in Anspielung auf das Pichtsche Diktum aus den sechziger Jahren beschwört. Aus allem spricht tiefe Verunsicherung: Welches Wissen wird künftig gefragt sein, was sollen wir morgen wissen?

Wie etwa auch in den aktuellen politischen Auseinandersetzungen über die Massenarbeitslosigkeit oder – positiv gewendet – über Reform und Umgestaltung unserer Erwerbsarbeitsgesellschaft spiegelt sich auch in den Diskussionen um Zukunftsfähigkeit und Gestaltung unseres Bildungssystems die Verunsicherung durch einen tiefgreifenden Wandel des gesamten gesellschaftlichen Gefüges. In der Auseinandersetzung um die Zukunft unseres Bildungssystems geht es um die Gesellschaft überhaupt.

„Informationsgesellschaft“, „Wissensgesellschaft“, „digitale Gesellschaft“, oder der von *Peter Glotz* vorgeschlagene „digitale Kapitalismus“ – nur die Schlagworte variieren, mit denen zahlreiche Gesellschaftspropheten versuchen, die neuentstehende, in jedem Fall „postindustrielle“ Gesellschaft zu beschreiben: die umfassenden ökonomisch-politischen und wissenschaftlich-technischen Veränderungen, ausgelöst durch die mit dem rasanten Fortschritt bei den Informations- und Kommunikationstechnologien ermöglichte Digitalisierung und globale Vernetzung aller wichtigen Produktions- und Wertschöpfungsprozesse.

So groß noch die Ungenauigkeit bei der exakten Bezeichnung des Phänomens ist, so wenig bestehen Zweifel, welche wesentlichen Charakteristika diese neuentstehende Informationsgesellschaft auszeichnen: „Wissen“ wird ihre wichtigste wirtschaftliche Ressource sein, der „Faktor Wissen“ gegenüber den klassischen Faktoren Arbeit und Kapital stetig an Bedeutung zunehmen, das Quantum an anzueignendem Wissen für den einzelnen wie für die Gesellschaft sich kontinuierlich weiten.

„Education, education, education“ hat daher *Tony Blair*, der vielfach zum Propheten zukunftsfähiger Gesellschaften stilisierte britische Premierminister geantwortet, als er gefragt wurde, welches die drei wichtigsten Aufgaben für die Zukunft seien. Lernen wird zur entscheidenden Fähigkeit im „digitalen Kapitalismus“. Wer sich in der vernetzten und digitalisierten Welt behaupten will, muß – eine hochproduktive Phase für Wortschöpfer – über Problemlösungskapazität, Kommunikationsfähigkeit, die Befähigung zur Selbstorganisation des Wis-

sens verfügen. Die Berufe der Zukunft sind „Informations-Broker“, „kommunikative Dienstleister“.

Selbstredend stellt dieser Übergang zur Informations- oder Wissensgesellschaft das Bildungssystem, die klassischen Bildungsinstitutionen sowie die Bildungspolitik vor neue, qualitativ neue Herausforderungen. Lebenslanges Lernen gilt es zu organisieren. Denn den Erwerb von Wissen wie in früheren Jahren auf die Jugendphase zu beschränken, das lassen die künftigen Lebenswege und Berufskarrieren nicht mehr zu, die von raschen Veränderungen, mehrfachem Wechsel und vielfältigen Aufgaben und Rollen geprägt sein werden. Den Schülern und Studenten von morgen müssen damit vor allem Lernfähigkeit, sogenannte Schlüsselkompetenzen sowie selbstverständlich auch Medienkompetenz vermittelt werden.

Entscheidend werden alle Techniken der Wissensbeherrschung sein. So heißt es in einem Memorandum des Initiativkreises Bildung der Bertelsmann Stiftung: Weil in Zukunft die Schlüsselkompetenzen über den Erfolg von Bildungskarrieren entscheiden, solle auf deren Erwerb ebensoviel Sorgfalt verwandt werden wie auf das Erlernen von Wissensstoff.

Soviel Einmütigkeit aber zu der Bedeutung dieser *Schlüsselkompetenzen* herrscht, so unsicher scheint man in der Beschreibung und Begrenzung des künftigen *Wissensstoffs*. Mit welchem Wissen sollen Schulen und Universitäten ihre Anbefohlenen – wie es modisch sogar schon unter Kultusministern heißt – „fit für die Zukunft“ machen. Heißt dies einfach, Computerkenntnisse erwerben und Englisch lernen? Oder sollten uns doch auch der weise Nathan und Faust in die Zukunft führen können?

Offenkundig provoziert die Unsicherheit über das „Wissen für die Wissensgesellschaft“ merkwürdige bis schlechte Alternativen, leidet die gegenwärtige Bildungsdebatte unter Extremen und Verzerrungen. Einigkeit besteht nur in dem Urteil, die deutschen Schulen und Universitäten seien schlecht gerüstet für die Wissensgesellschaft.

Die richtige Bildung für vernetzte Solisten

In Sorge um die Wettbewerbsfähigkeit des Standorts Deutschland in einer sich vernetzenden Welt klagt vor allem die Wirtschaft, viel zu lange seien hierzulande die Mathematik und die naturwissenschaftliche Bildung vernachlässigt worden. Unter deutschen Schülern gebe es zunehmend mehr naturwissenschaftliche Analphabeten, mit denen im späteren Beruf kaum der zunehmend härtere Wettbewerb im globalen Markt zu gewinnen sei. Zudem verstärke der weitverbreitete naturwissenschaftliche Analphabetismus die wirtschaftsschädigende, allgemein-gesellschaftliche Skepsis gegenüber den Erkenntnisleistungen von Wissenschaft und Forschung, die die Wissenschaftsgläubigkeit und das uneingeschränkte Vertrauen noch der siebziger Jahre völlig abgelöst zu haben scheint.

Nach wie vor trennt mithin ein garstig breiter Graben die beiden Kulturen, die der Physiker und Romancier C. P. Snow in den sechziger Jahren in einem vielzitierten Essay als wahrscheinlich unvereinbar beschrieben hat: die literarisch-humanistische Bildung auf der einen, die technisch-(natur-)wissenschaftliche auf der anderen. Denn umgekehrt warnen die Anwälte der literarisch-humanistischen Bildung, unter der Fixierung der Debatte auf Globalisierung und Standortwettbewerb werde Bildung auf ihre wirtschaftliche Bedeutung reduziert. Statt dessen müsse ihre gesellschaftliche und kulturelle Bedeutung wieder sehr viel stärker in den Blick kommen. Schließlich darf der Mensch nicht allein auf seine Funktionalität hin gebildet werden, sondern der Wissensstoff muß auch der geistig-seelischen Zurüstung des einzelnen dienen. Zumal dann, wenn von den Bürgern der künftigen Wissensgesellschaft, als vernetzten Solisten, ein so hohes Maß an Eigenorganisation und damit auch Eigenverantwortung verlangt wird. Mithin sind also eine fundierte Bildung etwa in Religion und Philosophie besonders wichtig, zumindest ebenso wichtig wie naturwissenschaftliche Kenntnisse.

Der Konflikt läßt sich problemorientiert umformulieren: Welches Wissen wird uns helfen? Erwarten wir primär vom wissenschaftlich-technischen Fortschritt die Analyse und Lösung der vielfältigen globalen Probleme, vom Treibhauseffekt über das Welternährungsproblem zur Eindämmung von AIDS? Oder soll dies die von Einsicht geleitete moralisch-geistige Wende in der Weltgesellschaft bringen?

Wissen ist beurteilte Information

Oder: Verlangt das Studium in weltweit vernetzten Universitäten nicht ebenso wie der virtuelle Konferenzraum global agierender Unternehmen vor allem eine enorme „interkulturelle“ Kompetenz? Diese aber kann nur erwerben, wer sich der Auseinandersetzung mit der eigenen Kultur und deren Überlieferung gestellt und daraus auch umfassende Kenntnisse erworben hat. Die „großen Erzählungen der anderen“ wird nur verstehen, wer die eigenen kennt und verstanden hat. Ohne Kenntnis dieser großen Erzählungen der Partner bleiben aber auch deren Wirtschaftsweise, ihre bewußten und besonders die unterschweligen Handlungs- und Denkimpulse unverstanden.

Dabei suggeriert das bis zum Überdruß strapazierte Klischee von der immer geringeren Halbwertszeit des Wissens auch die prinzipielle Überlegenheit des „neuen“ Wissens über das „alte“. Unabhängig davon, daß sich trefflich streiten ließe, wie sinnvoll eigentlich die Rede von veraltetem Wissen ist, wo jede neue Erkenntnis sich doch der Kette der früheren verdankt, wer sich zum Anwalt traditioneller Wissensbestände macht, wird sich dem Verdacht unverbesserlicher Rückständigkeit aussetzen.

Den Weg aus solchen Sackgassen weisen aber nicht nur Spott

und Sorge eingefleischter Kulturpessimisten, die respektlos über die Informationsüberschwemmungsgesellschaft witzeln oder ernsthaft vor dem Ertrinken in der Datenflut, dem Erstickungstot im „Infosmog“ warnen. Zweifelsohne wird in der Wissensgesellschaft auch der Orientierungs- und Selektionsbedarf enorm steigen, braucht es den Schutz vor ziellos angehäuften Informationen. Aus einem immer üppigeren Informations- und Wissensangebot muß das Richtige gewählt werden.

Nur, wie soll ich wissen, was wissenswert ist, wie unterscheiden, welche Information von Nutzen, welche wertlos ist? Nach einfachen Formeln der Kognitionspsychologie, der Kommunikationswissenschaftler und Sprachphilosophen ist nur beurteilte Information Wissen, und Wissen erlangt nur, wer schon ein Wissender ist. Und so paradox dies klingen mag, gerade in der total vernetzten Welt, in der einmal jeder zu jeder Zeit zu jeder möglichen Informationsquelle Zugang haben soll, wird eine solide Grund- und Allgemeinbildung ebenso entscheidend sein wie die Fähigkeit zur Informationsgewinnung. Lösen sich aber nicht ebenso auch andere der gegenwärtig oft so lähmend traktierten (Schein-)Alternativen?

So mahnt etwa *Hubert Markl*, Biologe, Chemiker und Präsident der Max-Planck-Gesellschaft in der gegenwärtigen Debatte: Um aus Information mittels qualitativer Bewertungskriterien beurteiltes Wissen zu erlangen, kommt es nicht allein auf Lernbereitschaft und einen halbwegs brauchbaren Verstand an, sondern ebenso auf ein gerüttelt Maß an Erfahrung. Und zwar nicht nur selbstgemachte Erfahrung. Entscheidend sind auch Bereitschaft und Fähigkeit, von der Erfahrung anderer zu lernen. Damit steht für Markl auch in seinem unermüdlichen Werben für eine bessere naturwissenschaftliche Ausbildung in Deutschland fest, „daß jedem jungen Menschen im Prozeß der Bildung die Schätze an Wissen erschlossen werden müssen, die urteilsfähige Menschen seit Jahrtausenden angehäuften und durch Tradition weitergeben haben, vieles davon in prägnanter Kurzform als Mythen, Märchen, Sprichwörter, vor allem aber in Dichtung verpackt, die eben immer zugleich Ver-Dichtungen sind“.

Auch die in der Wissensgesellschaft geforderte Sprach- und Denkfähigkeit erschließt sich eben nur aus der Beheimatung in beiden Kulturen. Und nur mit einem ausgewogenen Mix des Wissensstoffs werden die „neuen“ Schulen und Universitäten, Ausbildungs- und Weiterbildungsinstitutionen die Lernenden auf die kommende Informationsgesellschaft vorbereiten können. Jeder Versuch, einen Bildungskanon für die Wissensgesellschaft festlegen zu wollen, wird einen Gegenkanon provozieren. Deshalb kommt es entscheidend darauf an, Verbindlichkeit ohne Fixierungen zu schaffen. Die Auseinandersetzung mit den Erfahrungen unserer Vorfahren wird dabei selbst schon vor Einseitigkeiten bei der Kanonisierung schützen, vor allem aber auch vor übersteigert-illusionären Erwartungen an Bildung überhaupt. *Alexander Foitzik*